Die österreichische Gegenoffensive im Karstgebiet.

Die wahrscheinliche Kräfteentnahme an der Ostfront. — Vom beschränkten Aktionsgebiet. — Ueber den erzielten Erfolg.

Mitte Juni.

Gemäß der alten Mensurregel, daß der Hieb die beste Parade, ist der italienischen Maioffensive in der ersten Juniwoche eine österreichische Gegenoffensive gefolgt. Wie die Behauptung geht, soll zwar diese Gegenoffensive ganz besonders auf Betreiben der deutschen Heeresleitung erfolgt sein. Zu diesem Behufe habe Ende Mai in Laibach ein Kriegsrat stattgefunden, bei dem die österreichisch-ungarische Heeresleitung durch Feldmarschall Conrad von Hötzendorf und Generaloberst Boroevic, die deutsche oberste Heeresleitung durch die Generäle Ludendorff und Falkenhayn vertreten gewesen seien. Doch ist anzu-

Die Isonzofront.

nehmen, daß die oberste österreichische Heeresleitung von sich aus auf den Gedanken der operativen und taktischen Zweckmäßigkeit einer Gegenoffensive gekommen ist und der Kriegsrat von Laibach zu jenen berühmten Konferenzen gehört, von denen man zwar viel spricht, aber von denen man nicht weiß, was auf ihnen verhandelt worden ist. Es heißt auch, daß diese österreichische Gegenoffensive nur dadurch ermöglicht worden sei, daß die gegenwärtige Passivität der russischen Heere eine beträchtliche Kräfteentnahme an der Ostfront gestattet habe. Wieweit diese Behauptung zutrifft, wird kaum so leicht zu eruieren sein. Unwahrscheinlich ist sie ja an und für sich nicht, denn die gegenwärtigen Zustände beim russischen Heere und bei der russischen Kriegsleitung gestatten natürlich manches, was man sich bei konsolidierteren Verhältnissen nicht erlauben dürfte. Auf der andern Seite darf nicht verkannt werden, daß die gegenwärtige Kräftebelegung der östlichen Front sowohl deutscher- wie österreichischerseits schon längere Zeit hindurch eine sehr lockere ist; denn wenn eine einzige Division Räume von 20 bis 30 Kilometern zu sichern und zu decken hat, so kann man diese Belegung keine dichte mehr nennen. Jedenfalls müssen schon außerordentlich günstige Umstände vorliegen, wenn man sich noch eine weitere Lockerung der Frontbesetzung gestatten kann, oder höchst dringliche, wenn man diese Lockerung vornehmen muß.

Die österreichisch-ungarische Gegenoffensive hat ihr Aktionsgebiet auf den Karstabschnitt zwischen der Wippach und dem Meere beschränkt und dabei den Hauptstoß gegen dessen südlichen Flügel von Kastanjevizza bis San Giovanni gerichtet. Die übrigen Abschnitte der Isonzo- und Julischen Alpenfront sind dabei, von der artilleristischen Neutralisierung abgesehen, ziemlich unberührt geblieben. Dieses Vorgehen ist verständlich und liefert den besten Beweis dafür, daß durch die italienische Maioffensive auf der Karsthochfläche für die österreichisch-ungarische Heeresleitung eine unleidliche Situation geschaffen worden ist, die dringend einer gründlichen Korrektur bedurfte. Der italienischen Offensive war es mit ihrem dritten Stoße doch gelungen, ihren äußersten rechten Flügel um den Drehpunkt Kastanjevizza so weit nach vorwärts zu schwenken, daß das Kuppenmassiv der Hermada nicht nur von Westen, sondern auch von Süden aus angegangen werden konnte. Das ist das, was man hier „einen taktisch und operativ nicht zu unterschätzenden Fortschritt" genannt hat. Das 323 Meter hohe Kuppenmassiv der Hermada flankiert aber mit nur zwei Kilometer Entfernung die große von San Giovanni über Duino und Nabresina nach Triest führende Küstenstraße samt Bahnlinie und San Giovanni selbst ist von Triest nur noch 29 Kilometer, d. h. einen schwachen Tagesmarsch, entfernt. Der Besitz der Hermada in italienischen Händen ist somit gleichbedeutend mit der Beherrschung der Küstenstraße durch die Italiener. Diesem mußte natürlich so lange als möglich vorgebeugt werden, denn, wie der Feldzug von 1809 zeigt, kann man auch über Triest nach Laibach und in das Herz der habsburgischen Monarchie gelangen. Damals haben Napoleons Stiefsohn, der Vizekönig Eugen, und Macdonald in Verfolgung des Erzherzogs Johann zum Teil diesen Weg eingeschlagen, und sind dann der Raab folgend an die Donau gekommen. Unter allen Umständen mußte alles geschehen, um die Hermadastellung einer intensiven oder gar noch sich kreuzenden artilleristischen Beschießung zu entziehen. Das war am besten durch ein Zurückdrücken des italienischen rechten Flügels auf seine frühere, von Monfalcone über Boscomalo gegen Kastanjevizza und den Faiti verlaufende Stellungslinie zu erreichen. Daher die Beschränkung der österreichisch-ungarischen Gegenoffensive auf die Karsthochfläche als eigentlichem Angriffsgebiet und die Direktion der Hauptstöße gegen Kastanjevizza, Jamiano und San Giovanni, d. h. gegen den rechten Flügel der italienischen 3. Armee.

Der von der österreichisch-ungarischen Gegenoffensive erreichte Erfolg läßt sich wegen Mangels von genauen Angaben in den beiderseitigen amtlichen Berichten räumlich nicht genau fixieren. Immerhin hat die italienische 3. Armee auf dem Karstplateau die in der zehnten Isonzoschlacht erreichten Stellungen zurückverlegen müssen, und zwar im Raum zwischen Kastanjevizza und dem Meere um Jamiano und östlich von San Giovanni. Das bedeutet vor allem eine Freimachung der Hermadaposition und eine Erschwerung ihrer artilleristischen Behandlung. Dem österreichischen Gegenstoß ist es allerdings nicht gelungen, die gleiche Situation herzustellen, wie sie vor der italienischen Maioffensive bestanden hat. Aber durch ihn ist doch eine erneute Bedrohung des rechten Flügels der italienischen Isonzofront geschaffen worden, die operativ darum ins Gewicht fällt, weil ein weiteres Zurückdrücken dieses Flügels ein Aufrollen der Front einleiten kann. Hierzu gehören natürlich beträchtliche Truppenkräfte, die von der russischen Front herangeholt werden könnten, sofern dort jede Offensivdrohung ausgeschaltet bleibt. Man begreift daher die Spannung, mit der man gerade in Italien die Entwicklung der Dinge in Rußland verfolgt, denn es geht um hohes Spiel.

Auffallend ist die Aehnlichkeit des Verlaufs, die zwischen der letztjährigen österreichisch-ungarischen Gebirgsoffensive zwischen der Etsch und der Brenta und der diesjährigen italienischen Maioffensive am Isonzo besteht. Zuerst macht man zum Teil nicht unbeträchtliche Raumfortschritte, dann kommt ein gegnerischer Gegenstoß, der zwar den ursprünglichen Zustand nicht ganz herstellt, aber den moralischen Gewinn doch mehr auf die Seite des zuerst Angegriffenen bringt.

Oesterreichische Gebirgsbatterie.

Tagebuchblätter aus der zehnten Isonzoschlacht.

Von Kriegsberichterstatter **Vierbaum.**

Auf dem Wege zur Front.

Am Standort der Isonzoarmee, 22. Mai.

Man muß Glück haben, besonders als Kriegsberichterstatter. Es genügt nicht, einmal an einer Front gewesen zu sein, wo nichts los ist und wo man vergeblich auf die Auslösung der Spannung wartet, die in der Luft des Krieges aus nächster Nähe liegt. Denn Schlachten kommen nicht auf Bestellung; sie sind ein Produkt des gegenseitigen ununterbrochenen Beobachtens, des langen Lauschens und Lauerns, sind die plötzlich in die Erscheinung springende Folge eines vielleicht nur schüchtern unternommenen Tastens an irgend einer Frontstellung, das, wie eine Lawine, das ganze Frontgebiet plötzlich zum Aufrollen bringt. So kam ich vor anderthalb Jahren durch einen Glücksfall just in die vierte und fünfte Isonzoschlacht hinein, damals, als die Italiener und die Oesterreicher und Ungarn sich noch um die Podgora rauften und Görz, die unglückselige, seither für Oesterreich verloren gegangene Stadt, noch im Feuer der italienischen Geschütze lag. Seither ist aufs neue viel Blut mit den schmutzigen Wellen des Isonzo ins Adriatische Meer geströmt; viermal setzte die italienische Offensive ein, die letzte vor etwa einem halben Jahre, und hunderttausendfach zersplitterte das scharfkantige Karstgestein, und Trichter legte sich neben Trichter in der Ebene des weltberühmt gewordenen Flüßleins, von dem früher viele nicht einmal den Namen kannten.

Das Kriegspressequartier hat sich jetzt in der Nähe von Wien niedergelassen, in einem reizenden Städtchen an der Grenze der Residenz, wo es in der Frühlingspracht auch dem gewissenhaftesten Mann der Presse schwer wird, Kriegsberichte zu schreiben. Alles blüht ringsum und badet sich im Sonnenglanz, und in diese schöne Maienzeit hinein fiel die Kunde vom Beginn der zehnten Schlacht am Isonzo, die auch unser Häuflein rebellisch machte. Wir reisten gerade durch die erzgesegnete Steiermark, um in Bergwerken, Waffenfabriken und Hüttenanlagen die gewaltige Kriegsarbeit des Hinterlandes zu studieren, als mir ein Telegramm des Kriegspressequartiers die Order gab, sofort mit offenem Befehl, dem radikalsten und wirkungsvollsten Reisemittel, um im Kriegsgebiet rasch vorwärts zu kommen, zur Isonzofront abzugehen. Heraus aus Koffern und Rucksack, was nicht unbedingt nötig ist, hinein in ihn, was man zu einer Frontreise braucht, den Stock zur Hand, die nägelbeschlagenen Stiefel an die Füße, die Reisedecke aufgeschnallt und dann vorwärts, hinunter nach Süden! Wir Leute mit der Kriegsfeder haben ja im Laufe der Kriegsjahre gute Routine für Kriegsreisen bekommen und wissen, daß mit angehängtem Ränzel der Weg nach vorn leichter zu erreichen ist, wenn auch die Hilfsmittel zur verfeinerten Lebensweise zu Hause bleiben müssen. Gewöhnung ist alles, und was Offizier und Mann durch Monate und Jahre hindurch fertig bringen müssen, ist auf Wochen, sofern man guten Willens ist und sich als Glied des Ganzen betrachtet, leicht zu ertragen.

Die Südbahn ist das typische Beispiel einer Kriegsbahn; durch sie geht zum guten Teil Heer und Heeresstoß nach dem Süden, auf ihren Schienen rollt hinunter, was Mann, Tier und Kriegsgerät brauchen. Ein Stück grandioser Kriegsarbeit zeigt sich in diesem großen Teil der rückwärtigen Verbindung, die dem Krieg gewissermaßen das Blut zur Stoßkraft zuführt, und man staunt, wie durch diese lange Zeit hindurch dieser Kriegsverkehr in seinen fortwährenden Steigerungen und Komplikationen durchgeführt werden kann. Erste Regel bei Kriegsreisenden ist immer noch: Fahre mit dem, was dir in den Weg kommt, und warte nicht auf Besseres. Ob der Zug irgendwo liegen bleibt, ob du einen Platz hast oder keinen, wann du ankommst: das ist alles Nebensache. Man muß sich Zeit nehmen und seine Kriegsbegierden zurückstellen, bis man glücklich am Ziele ist.

Generaloberst Boroevic ist noch immer der treue Führer der Isonzoschlacht, der mit seinen Oesterreichern und Ungarn das Karstgebiet und ein Stück Krain bis hinauf zu den Bergen Tolmeins zehnmal gegen schwere Anstürme gehalten hat, und Triest, die Handelsmetropole Oesterreichs an der Adria, verteidigt. Sein Hauptquartier hat er am gleichen Ort wie vor anderthalb Jahren. Es ist ununterbrochen in reglamer Tätigkeit vorüber, und die tausenderlei Faden zwischen der Front und dem Gehirn dieses Kriegsabschnittes weben herüber und hinüber. Aber auch hier in den rückwärtigen Ausläufern des Karsts ist der Frühling eingezogen; Vogelgezwitscher begrüßt uns, die Wiesen des Gartens stehen im ersten Gras, und in der Sonne sitzen dienstfreie Offiziere und rauchen gemütlich ihre Zigaretten, welches Lebensmittel in Oesterreich leider jetzt zu einem nicht leicht erringbaren und zum Luxusartikel erhobenen Gegenstand geworden ist. Diese Idylle des scheinbaren Friedens am wichtigsten Ort der ganzen Front wirkt im ersten Moment vielleicht etwas sonderbar, aber es ist ein Zeichen, daß auch im Kriegführen eine gewisse Ordnung und Regel sich herausbildet, und daß das Räderwerk des Krieges gut funktioniert von der ersten Stelle an der Front bis zur letzten, die als Drehscheibe das Ganze leitet. Meine Papiere sind bald geprüft und werden richtig befunden, eine Reiseroute an drei verschiedene Frontstellen für die nächsten sieben Tage wird rasch festgesetzt, dann wird der Kriegsberichterstatter zum Mittagstisch gebeten, und während von der Front her die Geschütze an beiden Ufern sanfte Tafelmusik machen, vergeht ein angenehmes Stündchen im Essen und im Plaudern. Kaum hat sich der Höchstkommandierende vom Tisch erhoben und nach kurzer Verabschiedung wieder an seine Kartentische begeben, so arbeitet auch alles schon wieder im Hause, der Herr Generalstabschef wie der letzte Schreiber, der an der Front seinen Schuß weggekommen hat und jetzt als ordenausgezeichneter Invalide in anderer Form bei seinem General bleiben will.

An Sehenswürdigkeiten bietet der Standort des Höchstkommandierenden nicht mehr als vor anderthalb Jahren. Der Staub, der im Karst wohl bis zum Untergang der Welt bleiben wird, ist noch immer da, und er schmeckt noch genau so schlecht wie bei meiner ersten Isonzovisite. Wohl werden die Straßen fortwährend verbessert und ausgebaut, aber Tausende von Truppen, Tausende von Autos, Tausende von Fuhrwerken aller Art ziehen täglich darüber hin, und die regenlose Maienzeit macht die Straßenverhältnisse nicht besser. Aber halt: einen Neubau muß ich doch erwähnen, das Kriegskino, das ein baukundiger Offizier mitten im Ort gezimmert hat. Die „Toteninsel", irgend ein Filmschmarren, aus dem Böcklinschen Bilde herausgebacken, wird heute gegeben, und dazu noch ein paar Lustspiele, aber glücklicherweise kein Kriegsfilm, mit dem die Kinokrieger den Leuten an der Front nicht imponieren können. Auch ein aus Wiener Schauspielern zusammengesetztes Ensemble, das unter anderem Schnitzlers „Liebelei" und ein paar Blumenthalsche Lustspiele zur Aufführung brachte, gab hier, zum Brechen voll, Vorstellungen, mußte aber schleunigst verschwinden, als vor zehn Tagen Cadornas Kanonen aufs neue die Kriegsweise aufspielten.

Eine sengende Glut liegt auf der Straße, als Marschbataillone zur Ablösung vorwärts marschieren. Es sind Wiener und Kroaten, die ins Feld ziehen, mit gelbem Staub bedeckt vom Schuh bis zum Gesicht, aber sie singen ihre deutschen und kroatischen Lieder und lauschen vergnügt dem Spiel der Handorgeln, die der eine oder der andere trotz dem schweren Rucksack auf dem Rücken mit in den Schützengraben nimmt. Einer hat sogar seine Geige bei sich, fest aufgeschnallt neben dem Brotlaib und der Gamelle. Russische Gefangene, die am Weg arbeiten, halten inne und schauen den langen Kolonnen nach; die paar Landsturmleute älteren Jahrganges, die zu ihrer Bewachung da sind, schmauchen gemütlich ihr Pfeifchen und sehen alles andere eher als kriegerisch aus. Man hört es immer und immer wieder, daß der Russe zwar ein langsamer, aber ein guter und gutmütiger Arbeiter ist, gefeit gegen jede Witterung, unempfänglich gegen die Kälte und gegen die Hitze, und auch der Staub geniert ihn nicht stark, noch weniger die heulende Bora, die normale Europäer zur Verzweiflung bringen kann. Man sieht die russischen Kriegsgefangenen im Schmuck ihrer braunen, hohen Mützen mit dem breiten Schirm, viel in Gärten, Wiesen und Feldern arbeiten, sie verrichten ihr Tagwerk mit den Bauern, kutschieren allein Fuhren von Ort zu Ort, und niemand beaufsichtigt sie, sie haben sich in diese zivile Kriegstätigkeit eingelebt, und die Friedenskunde wird dereinst nicht für jeden der armen Teufel zur frohen Botschaft werden. Ich halte mich im Sinne gegenseitiger Aufklärung für verpflichtet, zu sagen, daß die Behandlung der Kriegsgefangenen an den Orten in Oesterreich, wo ich solche sah, mir einen durchaus guten und humanen Eindruck machte, und auch in der Verpflegung sucht man berechtigten Wünschen nach Möglichkeit entgegenzukommen. Freilich ist ja der Russe ein ausgesprochener Broteser, und nach dieser Richtung hin dürften seine Wünsche nicht immer ganz in Erfüllung gehen. Denn Brot ist in den kriegführenden Staaten knapp, und selbst in den vornehmsten Wiener Restaurants muß man seine Suppe ohne Zutat löffeln, wenn man sein Brot nicht vorsorglich von zu Hause mitgebracht hat.

* * *

Bei einem Korpskommando.

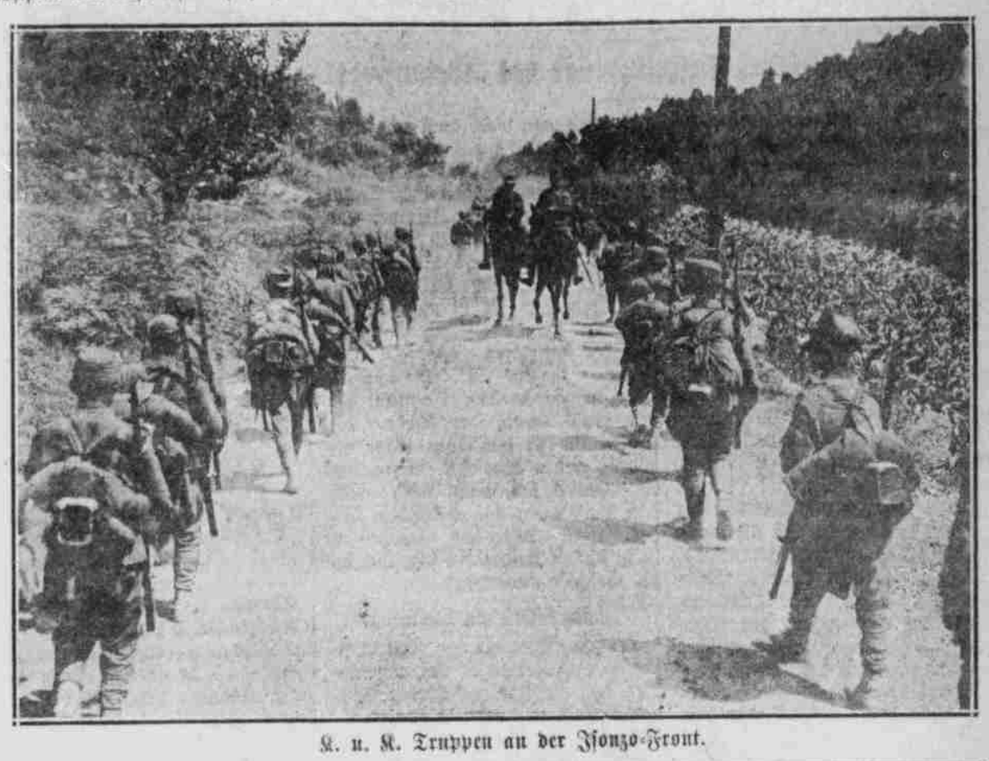
Standort des Korps, 23. Mai.

Gestern abend bin ich hier angekommen. Ein rittmeisterlicher Schlaraffenbruder, mir vorher vollständig unbekannt, war mein Weggenosse und Führer vom Hauptquartier hierher. Der Fahrplan war nicht absolut perfekt; es gab augenblicklich Wichtigeres zu tun, als nichtkriegführende Menschen zu transportieren, und ich sah schon einen langen Marsch vor mir, als mir der Offizier die Türe zu einem Güterwagen des Munitionszuges öffnete, der zufällig das gleiche Reiseziel hatte wie ich. Züge mit Kriegsmaterial sind Gefahrzonen an sich; man reist nicht gerne mit Granaten und Schrapnelle, weil schließlich doch einmal ein gegnerischer Funke ins Pulverfaß schlagen könnte. Aber im Kriege gewöhnt man sich an alles, und sogar über Blindgänger kräftigsten Kalibers kann man stolpern und spürt nur das schmerzende Schienbein und nicht die lauernde Ladung des Verkehrshindernisses. Wir kamen unversehrt hier an, ein Zimmerchen und eine Ordonnanz für mich waren rasch gefunden, bald schüttelte mir der Korpskommandant freundlich die Hand und widmete sich nach dem Essen längerer Zeit meiner Wenigkeit. Der Kanonendonner war jetzt um etliche Kilometer näher gekommen; je niederer die Charge, um so näher das eigentliche Kriegsgebiet, enger und enger wird die Gefechtszone, und was der Divisionär hört, sieht der Brigadier, der Regimentschef spürt es deutlich, der Kompagniekommandant lebt mitten drin und der Zugführer, der schlichte Offizier ohne Vergangenheit, aber mit hoffnungsreicher Zukunft, ringt Brust an Brust mit Feind und Tod und durchkostet mit jedem Nerv das Geschehnis der einen Minute, das langsam nach hinten an direkter Wirkung verliert und als Welle weit ausgreifend und mächtig werdend, in die Zentren fließt und von hier aus als Episode oder als Ereignis zum Bruchstück der Kriegsgeschichte wird.

Unter dem prachtvollen dreihundertjährigen Maulbeerbaum saßen wir beim Dunkelwerden, und Se. Exzellenz orientierte mich über die verflossenen zehn Kampftage, die auch seinem Korps schwere Arbeit gebracht, nicht zuletzt am heutigen Tage, und während wir uns unterhielten, spielten die Telephone, und bis tief in die Nacht hinein saß der Generalstabschef über die Karten gebeugt und dirigierte und kommandierte. Man verzeihe mir das schiefgegriffene Bild, aber es ist mir bei dieser Frontreise wiederholt erschienen: diese eigenartige, so gar nicht zum beliebten Bild des Krieges passen wollende Stubenarbeit der Strategie, dieses Schlachtenlenken von hinten her, diese neue fernab von den eigentlichen Fronten liegende Kommandierarbeit der Höchsten: Das hat der Stellungskrieg mitgebracht, diese Maulwurfsarbeit erzwungener Seßhaftigkeit, dieses sich in die Erde Hineinfressen, dieses Mürbemachen-Wollen, dieses Feuer-Zertrommeln und Sperr-Abwürgen, dieses Insichverbeißen und nicht Lockerlassen bis zum letzten Atemstoß und bis zum letzten Funken von Energie. So hat sich die Spinne Krieg ein großes Netz gewoben und seine Fäden darin sind die Wälle und Gräben, die Mauern und Brustwehren, die im Zickzack laufenden Sappen, die in Deckung liegenden Reserven, die anstürmenden breiten Linien, die langen Züge der Wagen und alle die Gruppen und Formationen, kraus und wirr durchs große Bild des modernen Schlachtfeldes gezogen. Und das brüllende Rohr der Kanonen ist es, das den Abmessungen des Schlachtfeldes neue Distanzen gezogen hat; in die Weite geht jetzt alles, in die Länge und Tiefe; Berge Täler, Gebirge von Tausenden von Meter Höhe sind heute für die Artillerie kein Hindernis mehr, man trifft, ohne zu sehen, macht zum Kampfgebiet und zur Gefahrzone, was scheinbar weit hinter der Front liegt, und so wird jeder Soldat, jeder Offizier, auch der in scheinbar geschützter und weitabliegender Position, zum Krieger im wahren Sinne des Wortes, der Arbeitssoldat mit der Schaufel in der Hand, von der Sonne tief verbrannt und ausgemergelt, der kletterbehende Dalmatiner mit dem Fez auf dem Kopf, der in der Nacht auf gut eingesehenen und beschossenen Wegen Wasser und Nahrung zu den Truppen in die Steinwüste bringt, der Autoführer, der auf kritischen Straßen seine kostbare Last zu den Batterien führt, der müde Kutscher, der Tag und Nacht mit Pferd und Wagen sich durch den Staub wälzt im Dienst des Nachschubes, der Koch in der Kantine, der Mann am Telephon und der einsame Posten, der in einem längst evakuierten und zusammengeschossenen Dorf die Wache hält. Ziel ist heute alles, was erreichbar ist; man streut heute ab, man klärt schießend auf, man sucht Verwirrung beim Gegner durch feuerndes Abtasten des ganzen Frontgebietes zu erwecken. Kein Dorf ist sicher, kein Lager, keine Baracke, kein Standort, keine Gruppe; heute geht ein Schuß in badende Pferde weit hinter der Front hinein, tags darauf zerreißt er eine Bahnanlage, erwischt einen fahrenden Zug, eine Nachschubkolonne, dezimiert eine Arbeitsgruppe, schlägt eine Feldküche zusammen, trifft aus der Front zurückkehrende müde Soldaten, die sich längst sicher und geborgen fühlten und auf Schlaf und Essen Sehnsucht hatten.

Ein junger Adjutant des Generals geht mit mir für ein Stündchen auf einen Beobachtungsstand in der Nähe. Die Nacht ist stockdunkel und sternenlos, aber wir sehen etwa zehn Kilometer vor uns an Licht und Funken, daß gekämpft wird. Rollend und grollend tönt es zu uns herüber, die Leuchtkugeln springen auf, erweitern sich in der Höhe zu grellem Licht und fallen langsam in die Dunkelheit zurück. Mit roten Zungen speien die Mündungsfeuer in der Nacht ihre Grüße zum Gegner hinüber, in breiten Bahnen greifen die Scheinwerfer die Stellungen ab, suchend, findend, und sie machen mit weitreichendem Arm durch optische und technische Mittel die Artillerie auf der Höhe lebendig: Halloh, Kamerad, schieß und triff! Ein Licht drüben am Abhang stört meinen Begleiter; er kennt es nicht, trotzdem er jede Nacht hier oben steht und lauscht und lugt; denn was er nicht kennt, ist verdächtig. Rasch meldet er seine Wahrnehmung einem Beobachter; irgendwo da drüben in der Nähe ist ein Posten und ein Telephon, und nach kaum einer Viertelstunde wissen wir, daß sich dort akkochende Soldaten niedergelassen haben. Wie sähe Krieg heute aus ohne Telephon! Es ist seine innerste Seele, und wer einmal dabei gewesen ist und es nur eine Viertelstunde lang mit erlebt hat, welche Nervosität und welche Verwirrung entstehen kann, wenn durch irgendeine Granatenbreitsalve die Drähte zerschossen werden und eine Verbindung mit dem Nachbar vorn oder hinten, rechts oder links, nicht mehr möglich ist, der lernt den Wert des simplen Telephondrahtes kennen, dessen Bediener, der am Apparat so gut wie der auf dem freien Feld, zu den viel zu wenig genannten Helden des Krieges zählen.

Man schießt fleißig heute abend und ein paar Einschläge zwischen uns und der Front zeigen, daß diesmal auch, wie schon in den Tagen vorher, die Nachtstunden Kampfstunden werden sollen. Alles im Dorf ist stockfinster, kein Licht brennt in den Dörfern um uns herum, auch in denen nicht, wo die Einwohner, an Heim und Scholle hängend, bisher noch geblieben sind. Es mag das gute Herz, vielleicht auch das Gemüt des Oesterreichers sein, daß er mit dem Evakuieren so ängstlich als möglich vorgeht, manchmal vielleicht zum Schaden der Situation. Aber man kennt sich nun schon so lange, man lebt miteinander und teilt — selten ist dieses Sprichwort wahrer gewesen — Freud und Leid miteinander. Die Herren vom Stab arbeiten längst wieder, mich aber nimmt mein Bursche sorgsam am Arm und führt mich einen steinigen Feldweg hinunter ins Dörfchen, wo der Quartiermeister mir eine Lagerstätte bereitet hat. Es ist die Residenz slovenischer Bauern, eine schmutzige Gostilna, wo in Friedenszeiten Wein und Schnaps ausgeschenkt wird. Der Weg führt durch die rauchige Küche und, nachdem ich über ein paar schlafende Eingeborene gestiegen bin und ein paar Hühner protestierend ins Freie fegten, gelange ich in das notdürftig durch ein Kerzenstümpchen beleuchtete Apartement. Ein Tisch, eine Riesenwaschschüssel, ein alter Stuhl, eine Bettstelle mit Matratze als einzigen Inhalt bilden das Mobilier. Dazu gehört noch eine Glasscherbe als Spiegel und Erwähnung verdient auch das Fenster. Es ist für vier Scheiben gebaut, hat aber nur drei, weil durch die vierte das Ofenrohr geht. Aber der Ofen fehlt; den hat wahrscheinlich ein wärmesuchender Soldat im Winter umgruppiert. Die Fenster sind der Fliegergefahr wegen mit Zeitungspapier dicht verhängt. Ich habe schon bessere Lüfte genossen als die in der slowenischen Villa, aber auch zum Schlafen kam ich in dieser Nacht, indem ich mich in den Tälern und Gebirgen der alten, schmierigen Matratze langsam geographisch orientiert hatte.



K. u. K. Truppen an der Isonzo-Front.

Italiener bringen ein schweres Geschütz an die Front.